

Lesefestival: Autor Sten Nadolny auf der Bühne des Parktheaters

Ein magischer Opa und viel Hokuspokus

Von unserem Mitarbeiter
Thomas Tritsch

BENSHEIM. Zum literarischen Charme im Werk von Sten Nadolny gehört die Verschmelzung von realer Geschichte und ihrer fantastischen Überwindung. Der Autor hat schon antike Götter in die Gegenwart und alte Männer in die Vergangenheit geschickt. Jetzt lässt er einen Zauberer Briefe an seine Enkelin schreiben. Damit trauntänzelt Nadolny selbst für seine Verhältnisse auf einer neuen Ebene. Die Organisatoren des Bensheimer Lesefestivals haben für den Schriftsteller (Bestseller: „Die Entdeckung der Langsamkeit“) die Bühne des Parktheaters reserviert. Hinter dem Vorhang berichtete der 75-Jährige von Menschen, die durch Wände gehen können.

Der greise Zauberer Pharoc, 106 Jahre alt, notiert Briefe an die kleine Mathilda, in denen er ihr nicht nur seine geheime Kunst, sondern auch seine gebündelte Lebenserfahrung mitteilen will. Ein Rückblick auf ein Jahrhundert voller Kriege und Verbrechen, die selbst ein Zauberer nur unter Aufwendung maximaler List und Pffiffigkeit überleben konnte.

Sein Epochenroman „Das Glück des Zauberers“ – gemeint ist die Enkelin – entwickelt sich in dem von Nadolny gewohnt ruhigen, kontemplativen Tonfall. Der Leser erfährt dabei von mysteriösen magischen Erscheinungsformen wie „einen langen Arm machen“, die man sich eifrig erarbeiten muss, um der Geschichte bei vollem Bewusstsein folgen zu können.

Auch dass der Autor seine Hauptfigur mit einer protzig reichen Biografie ausgestattet hat, trägt zur Vielfarbigkeit der Story bei, untere deren poetischer Oberfläche man allerdings nicht nach Logik oder anderen rationalen Dingen suchen sollte. Dass der Zauberer fliegen und Materie durchdringen kann, sich andererseits wie ein Steinzeitmensch über die digitale Technik wundert, ist etwas schwer nachvollziehbar.

Doch wer seinen Geist frei macht und dem Erzähler in seine wunder-



Sten Nadolny las beim Lesefestival auf der Bühne des Parktheaters aus seinem neuesten Roman „Das Glück des Zauberers“.

BILD: ZELINGER

same Welt folgt, der erlebt Geschichte aus einem interessanten Blickwinkel. Man reist von 1906 bis in die Gegenwart, immer auf der Suche nach den magischen Momenten in einer nüchtern entzauberten Zivilisation. In zwölf Briefen erteilt er dem Mädchen Ratschläge und Anleitungen, wie man seine Zauberfähigkeiten trainiert und vor ihren Gefahren gefeit bleibt.

Dutzendweise Zauberformeln

Doch Vorsicht: Zauberer dürfen sich nur ihresgleichen zu erkennen geben, denn die normalen Menschen würden sonst verwirrt. Zumal man als Zauberer schnell zum Feind der staatlichen Autorität wird. Für die Nazis seien sie deshalb gefährlich gewesen, berichtet Nadolny aus seiner Parallelrealität, wo „Armhochreißer“ bald die Macht übernehmen.

Im pädagogisch wertvollen Onkelton serviert er dem Nachwuchs dutzendweise Zauberformeln, die in Wahrheit altkluge Sinnsprüche und wohl bekannte Lebensweisheiten sind. Ein bisschen kleiner Prinz blitzt unter dem magischen Frack des Opas immer wieder hervor.

Das klingt warm und weich in einer harten und kalten Welt, doch versickern stilistische Feinheiten und sprachlicher Schliff des Autors allzu häufig unter einer Schlacke aus Besserwissertum und gespielter Nativität. Zu viele Kalendersprüche, zu wenig Charme und literarische Kreativität, die man von der magischen Retrospektive eines ausgezeichneten Schriftstellers hätte erwarten dürfen.

In seinem Buch, den Mittelteil hat er in Bensheim weggelassen (eine Stunde ist ja auch knapp), rast Sten

Nadolny durch über einhundert Jahre mit dem waghalsigen Anspruch, bloß keine historische Fußnote auszulassen. Dieser Vollständigkeitsanspruch bläht den Plot unnötig auf und macht das Lesen durchaus anstrengend.

Nett sind die Passagen, in denen Pharoc seine angeborenen, schrittweise weiter verfeinerten Fähigkeiten dazu nutzt, um aus problematischen Situationen zu entfliehen oder alltägliche kleine Wohltaten zu vollbringen. Dann wird er zum leisen Widerstandskämpfer, zu einem humanistischen Idealisten ohne Stolz und Dogma.

Der 1942 in Zehdenick in Brandenburg geborene und am bayerischen Chiemsee aufgewachsene Schriftsteller betrat erst mit 38 Jahren die literarische Bühne: 1980 gewann der promovierte Historiker

den Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb mit einem Auszug aus dem drei Jahre später veröffentlichten Roman „Die Entdeckung der Langsamkeit“, in dem Nadolny die Erlebnisse des Polarforschers John Franklin beschreibt.

Auch seine Zaubergeschichte ist eine große Reise durch Raum und Zeit, der eine beinahe philosophische Frage zugrunde liegt: Was darf man, wenn man fast alles kann? Die besten Momente sind jene, in denen Nadolny mit kluger Ironie weltpolitische Alternativen ins Spiel bringt. Am meisten Freude hat wohl derjenige, der sich von diesem Pharoc vorbehaltlos verführen lässt.

i Heute beim Lesefestival: Heinz Schilling, „1517 – Weltgeschichte eines Jahres“, 20 Uhr, Hospitalkirche